

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 33 (1951)
Heft: 16

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-. Einzelnummern kosten 25 Rappen. Ersichtlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstrasse 80, Zürich 1, Telefon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Telefon 22252, Postcheck-Konto VIII b 38

Inserationspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Eidgenössisches und anderes

El. St. Der 15. April hat als Abstimmungs-sonntag wieder einmal die politische Reife des Schweizer Volkes unter Beweis gestellt. Denn mit einem selten erhellenden Stimmenmehr hat es negativ auf die Freigeldinitiative geantwortet, deren Lehren im Schweizer Volk trotz ihrer Sirenenorgie nicht Boden zu fassen vermog. Mit 820 991 Nein gegen 88 839 Ja, das heisst mit sieben zu eins ist das Freigeld nun wohl für längere Zeit begraben worden, da offenbar auch in den Kreisen seiner Anhänger nicht mehr alle diejenigen mit dem Stimmzettel dazu gestanden sind, welche die Initiative unterschrieben hatten, was ja natürlich auch mit dem, dieses Frühjahr selten in Erscheinung tretenden schönen Sonntagswetter im Zusammenhang stehen kann, indem die langen Bretter verlockender wirken als die Urne.

Ebenfalls mit einem Stimmenmehr aller Stände wurde dagegen der Gegenvorschlag der Bundesversammlung angenommen, wenn auch nicht mit einem so überwältigenden Stimmenmehr, wie es die Verwerfung aufweist.

Offenbar sagt der Schweizer leiber nein als ja, eine Tatsache, die auch im täglichen Leben oft völlig unbegründeterweise zu konstatieren ist, die sich aber in verschiedenen eidgenössischen Abstimmungen der letzten Zeit wohl kaum zum Schaden der Landespolitik ausgewirkt hat. Irgendwie ist seit der Abwertung unseres Frankens und des spürlosen Verschwindens unserer so geschätzten goldenen Vreneli das Volk in Finanzfragen etwas skeptisch geworden und lässt hie und da, wenn in einer Abstimmung sich dazu Gelegenheit bietet, sein Misstrauen in Erscheinung treten. Immerhin hat eine annehmende Mehrheit dem Bundesrat nun die legale Berechtigung erteilt, das vorzukehren, was er zur Wahrung einer gesunden Währung tun muss, nämlich die Einlösungspflicht von Banknoten aufheben zu können in Kriegszuständen oder Perioden gestörter Währungsverhältnisse, wobei ihm dieses Recht aber nur für ausserordentliche Zeiten zugestanden wird, während im übrigen aber unsere Goldwährung als sicherste Finanzgrundlage bestehen bleiben soll.

Im Kanton Zürich haben bei den Regierungs-wahlen die bisherigen vier bürgerlichen, das heisst freisinnig-bürgerlichen Ratsherren bei hohen Stimmzahlen ihre Sitze behauptet, ebenso die beiden sozialistischen Vertreter, und der neue Kandidat schlug als «Unabhängiger» mit einem das absolute Mehr um 3800 Stimmen überstreichenden Resultat die Demokraten, die keinen günstigen Vertreter nominiert hatten, aus dem Feld. Man mag sich da und dort zu der Politik und den Methoden des Landesrings der Unabhängigen stellen wie man will; doch darf man bei seinen politischen Erfolgen nie ausser acht lassen, dass in breiten Kreisen unseres Volkes die Auffassung herrscht, dass es diejenige Partei sei, welche sich am intensivsten für die wirtschaftlichen Nöte und Bedürfnisse der Konsumenten aller Kreise, im Gegensatz zu anderen wirtschaftlichen Verbänden, Genossenschaften und Interessenkreisen einsetzt. Dies mag eine richtige oder willkürliche Einstellung sein oder nicht; Tatsache ist es, dass der Landesring eine Politik betreibt, die der einfache Mann und die über die mehr und mehr schwindende Kaufkraft des Fran-

kens besorgte Hausmutter begreift und versteht, und da die Liebe an den erstaunlichsten Orten be-kannlich durch den Magen oder das Portemonnaie geht, diese beiden eben auch die Wahlzettel ausfüllen lässt.

Dass das Nein-Sagen im Nationalrat zur Ablehnung der Getränkesteuer geführt hat, hat im Volk sehr differenzierte Gefühle ausgelöst. Erstens versteht dieses Volk vor allem nicht, dass ausgerechnet vor einem so wichtigen Traktandum die Reihen im Ratssaal sich stark lichten, und man fragt sich, wozu denn unsere Ratsherren in die obersten Landesbehörden gewählt werden, wenn sie sich mit Vorliebe drücken, wenn ein heikles Thema zu Diskussion und Abstimmung steht? Dass man auf diesen ketzerischen Gedanken kommt ist wohl der Tatsache zuzuschreiben, dass fast nur die Gegner der Getränkesteuer sich zur Diskussion stellten, mit herzbewegenden Worten den tatsächlichen wirtschaftlichen Untergang aller weinbauenden Gegenden in schwärzester Tusche an die Wand malend. Wie wenig stark und überzeugend konnte dagegen durch die wenigen Befürworter der Standpunkt vertreten werden, dass durch eine Getränkesteuer in gerechter Weise alle diejenigen zu einem Beitrag an die Bundesfinanzen, vor allem an die Rüstungs-ausgaben, beitragen würden, die am Verbrauch ge-wisser, nicht lebensnotwendiger Getränke hängen. Dass sehr grosse Kreise es direkt als unverantwortlich empfinden, bei der Finanzlage des Bundes ein-nen so wichtigen Sektor des Wirtschaftslebens un-beachtet zu lassen, könnte wohl noch dazu führen, dass eine Initiative für die Getränkesteuer lanciert würde, wodurch diese wichtige Frage endlich aus den Ratssälen heraus in die öffentliche Dis-kussion getragen würde. Denn was nützt es, wenn der Ständerat das ganze Problem von höherer War-te aus beurteilt, wenn im Nationalrat nur wieder die wirtschaftlichen Interessen jener Produktions-gruppen massgebend sind, denen der Bund je und je schon sehr weitgehend finanzielles Entgegen-kommen bewiesen hat.

Aber was will man sich gross wundern, wenn es den massgebenden und einsichtigen Kreisen des Erziehungs-faches, sozialarbeitender Kreise nicht gelingt, von Bundesrat Etter ein Verbot des Ver-kaufes der verheerenden Likör-Schokolade-Fläs-chen an Kinder und Jugendliche zu erreichen. Zuerst war die Gefahr ganz unbedeutend, und jetzt wo sie wirklich zum Aufsehen mahnt, sind die Ge-schäfte so gut geworden, dass man sie den davon profitierenden Kreisen nicht mehr verderben darf!

In kürzester Zeit wird das Milchpreisproblem wieder akut werden, da die Frist für die jetzige Regelung auf 1. Mai abläuft. Die Konsumenten se-hen der Entwicklung der Dinge mit keinem gros-sen Optimismus entgegen, denn immer mehr er-kennen sie, dass solange im Bundeshaus effektiv die Interessenverbände aller Schattierungen mehr Regierungsgewalt haben als unsere legalen Re-gierungsbehörden, sie stets zwischen Stühlen und Bän-ken sitzen und die Leidtragenden sein werden.

Das Eidgenössische möchten wir nicht abschlies-sen, ohne noch eines Mannes zu gedenken, der sei-nen 70. Geburtstag feiern durfte, in voller Tatkraft und Gesundheit. Es ist dies Robert Grimm, der als gebürtiger Zürcher Oberländer sich immer ganz

kraft- und machtvollen Wesen nach so sehr in Bern beheimatet hat, dass man sich ihn aus der Berner Geschichte der letzten 30 Jahre kaum mehr wegdenken kann. Lange hat man ihm seinen Ein-fluss auf den Landesstreik von 1918 nicht verzie-hen, aber seither hat er überall da, wo ihn das Vertrauen des Volkes hingestellt hat, aufbauend und schöpferisch gewirkt, und ganz besonders je und je für die Tüchtigen die Bahn frei gemacht. Er ist eine Persönlichkeit, welche mit den grossen Charaktereigenschaften des Führers mindestens ebenso gut in das «alte Bern» gepasst hätte, als heute in das neue.

Dass die Diskussionen um die Rechte der Frau — sei es das Bürgerrecht der verheirateten, oder das Stimmrecht aller — weitergehen ist gut. Lähmend ist nur der Stillstand und das Totge-wiegewerden. Und, dass solches nicht mehr aufkommen kann, das beweist die mutige Aktivität der Frauen, welche sich von keinem Misserfolg ent-mutigen lassen. Sie werden dafür sorgen, dass die-se Frage nie mehr zur Ruhe kommt — es ist ja ein Jammer, dass so viel Zeit, Kraft und Geld ver-wendet und verschwendet werden muss, um eine Sache, die sich ja doch durchsetzen muss.

Im Ausland sind Ereignisse eingetreten, deren eines von grosser Bedeutung werden könnte. Der Tod des erst kürzlich zurückgetretenen Aussen-ministers Bevin erfolgte in diesem Augenblick ziem-lich unerwartet infolge einer Herzattacke. Bevin war eine Persönlichkeit, die unter ganzem persön-lichem Einsatz in einer schwierigen, zerrissenen Nachkriegszeit die Aussenpolitik Englands geleitet hat. Vielleicht nicht immer ganz geschickt, aber stets ehrlich und seiner Überzeugung nach. So hat er bei seinen politischen Freunden und Gegnern stets hohe Achtung und Vertrauen genossen, und England ist um einen seiner aufopferndsten Poli-

tiker ärmer geworden. Er spielte eine bedeutende und oft entscheidende Rolle in der gesamten Weltpolitik und seine grosse Sehnsucht war eine Verständigung mit der Sowjetunion herbeizufüh-ren, woran er aber scheiterte. Aber wie könnte es anders sein gegenüber einer Politik, die nur Unterwerfung und sklavischen Gehorsam verlangt?

Das andere grosse Ereignis, das unter Umstän-den unabsehbare Folgen nach sich ziehen kann, ist die Entlassung MacArthurs aus seinem Posten als Befehlshaber der UNO-Truppen im koreanischen Krieg. Dieser weittragende Entschluss Präsident Trumans wirft hohe Wellen, nicht zuletzt in Japan, wo MacArthur eine fast mikadohafte Verehrung genoss und wo er bei einem endlich abzuschlies-senden Friedensvertrag als seltener Kenner des japanischen Volkes und seiner Verhältnisse gewiss ein gewichtiges Wort zusprechen hätte. Nun wird das amerikanische Volk, wohl wissend, was es die-ser seltenen Persönlichkeit zu verdanken hat, ihm nach 14 Jahren Abwesenheit ebenso begeistert empfangen, wie die Japaner ihn betäubt scheiden sehen.

Inzwischen geht der unglückselige Krieg in Ko-rea weiter; es scheint, als ob Nordkorea neuen Zuzug an fremden Kräften und Hilfsmitteln er-hielte, und so sehr der ganzen Welt ein Frieden er-wünscht erscheinen mag, so findet man den Weg dazu noch nicht.

So geht es in der Heimat im kleinen, in der weiten Welt draussen im grossen kämpferisch, be-rechnend, machtpolitisch und materialistisch zu und her; und mit solchen Einstellungen glauben die Menschen den Frieden auf Erden eringen zu können! Unwillkürlich denkt man an das Wort der klugen Frau Tschiang Kai-shek, das sie im Januar 1950 in New York gesprochen hat: «Was moralisch falsch ist, kann politisch nie richtig sein».

Im Dienste der Menschen

Der «Internationale Sozialdienst der Schweiz»

E. B. Wieder eine neue internationale Institu-tion? Noch mehr neue internationale Zusammen-schlüsse mit Konferenzen, Umfragen und Resolutio-nen? Ist man geneigt zu fragen. Doch es sei gleich gesagt: hier ist nicht von etwas Neuem die Rede, noch von einer internationalen Institution. Aller-dings, das Arbeitsfeld des «Internat. Sozialdienst der Schweiz» ist weltweit, seine Arbeitsweise geht speziell den Weg über internationale Be-ziehungen. Dennoch ist es ein schweizeri-sches Werk, auf dessen bald zwanzigjähriges Wir-ken wir hinweisen wollen.

1932 wurde in Genf der Schweizerische Zweig des «International Migration Service» (Ser-vice Social International) gegründet. Damals hatte eine junge Schweizer Fürsorgerin zwei Jahre stu-dienhalber in den Vereinigten Staaten zugebracht. Heimgekehrt, hatte sie die Überzeugung mitge-bracht, dass, ähnlich wie in andern Ländern auch in der Schweiz ein Zweig dieses Werkes erwachsen sollte, das in New York seinen Hauptsitz hat. Eine Umfrage bei schweizerischen Fürsorgeinstitu-tionen und Behörden im Jahre 1932 ergab, dass diese Kreise die Schaffung eines solchen schwei-zerischen Zweiges als selbständige nationale In-stitution durchaus für wünschenswert hielten. Und so entstand denn im gleichen Jahre noch diese

Stätte der Fürsorge, früher Fürsorgedienst für Aus-gewanderte, heute «Internationaler Sozialdienst der Schweiz» genannt, von der aus in den nun bald 20 Jahren ihres Bestehens unzählige Bedrängte Hilfe erhielten.

Ursprünglich waren es zumeist die Anliegen schweizerischer Ausgewandelter und ihrer hier-zu-zugewanderten Familienmitglieder, welche den Dienst des Werkes benötigten; im Laufe der Jahre und bis auf den heutigen Tag kam — in damals noch un-vorstellbarem Masse — die Arbeit für eine Men-schenkategorie spezieller Art hinzu: für die Flücht-linge in der Schweiz, welche durch ein schweres Schicksal zur Auswanderung genötigt wurden.

In steter Anpassung an die Bedürfnisse des Ta-ges hat sich das Werk bis zu seinem heutigen Stande entwickelt. «Eine Fürsorgestelle wie die unsrige», heisst es in einem der Jahresberichte, «national verankert, aber interna-tional arbeitend», gleicht einem Seismographen, der prompt auf alle sozialen, wirtschaftlichen und politischen Umwälzungen reagiert, die irgendwo in der Welt stattfinden! Heute arbeiten unter einer initialen Leiterin 15 Mitarbeiter in zwei getrenn-ten Abteilungen: Die Sozialabteilung hat sich der Bearbeitung der zwischenstaatlichen Spe-zialfälle für Schweizer und Ausländer anzuneh-

Prokopio und Bibi

eine Familie und zwei Theater

Prokopio Ferrera und Bibi Ferrera sind Vater und Tochter, beides Schauspieler von Format. Prokopio ist seit dreissig Jahren der beliebteste Cha-rakterdarsteller Brasiliens.

Geboren 1898 kam Prokopio 1917 zum Theater. Seine ersten Stücke waren «Onde cantos o sabias», Komödie von Gaston Bejero, «Fei tico», von Odu-aldo Vianna, «Demonio Familiar», von José de Alencar.

Prokopio war es auch, der das klassische Theater in Brasilien bekannt machte. Seine Darstellungen des «Avare», von Moliere, «Medico a força» des-selben Autors, sowie «La locandiera», «El Bujardo» von Goldoni waren erstklassig.

Bis heute hat Prokopio in ca. 400 Stücken ge-spielt, etwas, das man nur verstehen kann, wenn man weiss, dass im brasilianischen Theater die Stücke durchschnittlich alle sechs Wochen wech-seln. Ja, der brasilianische Schauspieler arbeitet hart, denn täglich muss er zwei bis dreimal auf-treten, und in der übrigen Zeit ist er mit stundenlan-gen Proben beschäftigt.

In Jacary Camargo fand Prokopio den Autor, der ihm die Stücke auf den Leib schrieb, und die zehn Jahre zwischen 1930 und 1940, in der die beiden ausschliesslich zusammenarbeiteten, war eine Glanz-zeit des Nationaltheaters.

Prokopio aber ist nicht nur Schauspieler, er schreibt auch selber Stücke, Novellen und hält Vorträge.

Eines der brilliantesten Stücke Prokopios, das Jacary Camargo für ihn schrieb, ist «Que Deus le pague», ein Stück, in dem Prokopio alle seine Qua-litäten zeigen kann. Dieses Stück wurde auch 1935 in Portugal mit grossem Erfolg gespielt. In Rio de Janeiro wird das Stück jedes Jahr wieder auf-geführt, denn es hat ein Thema, das ewig aktuell sein wird. Ein Bettler, Prokopio, vor einer Kirchentüre sitzend, erklärt einem «Kollegen» das Geheimnis seines Erfolges. Dieses Bild bleibt durch das ganze Stück hindurch dasselbe, wird aber abgelöst, durch kleine Zwischenbilder, die immer wieder illustrieren, was der alte Bettler erzählt. In seinem luxu-rösen Heim sieht man ihn dann zuletzt im elegan-ten Dinnerjackett mit seiner Freundin, die ihm nicht glauben will, auf welche Art er sein Geld verdient. Ungeheuer viel Geist, Philosophie und Witz geht durch das Stück, das auch die ewigen Probleme der Liebe, der Eitelkeit der Menschen und der Vergänglichkeits umfasst. Mit einem lachenden und ein-nehmenden Auge verlässt man das Theater.

Prokopio ist klein, und gar nicht das, was man einen schönen Mann nennen würde. Aber seine Aus-drucksmöglichkeiten, seine Gesten und seine Mimik sind unübertrefflich. Er lebt seine Stücke und da-mit ist alles gesagt.

Prokopio bereist mit seinem Theater das ganze Land von Süden bis Norden. Er ist begeistert von Europa, speziell von Paris, dessen grosse Schau-spieler er sehr bewundert. Er selber spricht ein ausgezeichnetes Französisch. Kein Mensch sieht ihm sein Alter an, er könnte ebensogut dreissig sein. Dabei ist er bescheiden und natürlich, hat keines-wegs Starallüren, und er behandelt seine Kollegen

als Kameraden und nicht als Untergebene, etwas, das mich immer beim brasilianischen Theater so sympathisch berührt. Mit Prokopio zu arbeiten, ist eine Auszeichnung, nach der sich jeder brasiliani-sche Schauspieler sehnt.

Bibi Ferrera, die Tochter Prokopios, hat trotz ihrer jungen Jahre schon eine eigene Theater-gesellschaft. Ihr Stück «Senhora», in dem sie jetzt Tag für Tag zwei bis drei Mal auftritt, läuft nun schon seit Monaten im «Regina Theater» in Rio de Janeiro.

Wie erstaunt war ich, als ich Bibi zum ersten Mal in Zivil sah: das war ja ein ganz junges Mädchen, klein, auf der Bühne wirkt sie im langen Kleide gross), ziemlich mit ungeheurer viel Charme, der Ausdruck ihres Gesichts veränderte sich jeden Moment, und sie erzählte mir, das weder Potinari noch Ismailowitsch sie malen könnten, wie sie eigen-tlich sei.

Bibi empfängt mich nach einer anstrengenden Probe, der ich noch eine halbe Stunde beigewohnt hatte, in ihrer kleinen Theatergarderobe. Hübsch und aufgeräumt sieht es hier aus, ein richtiges Jungmädchenzimmer. Bevor wir uns in Ruhe hinsetzen können, muss sie noch verschiedene Anwei-sungen geben: einem Schauspieler, der mit einem Kleidungsstück kommt, muss sie zeigen, wie sie wünscht, dass er es von der Theaterschneiderin än-dern lasse. Einer Schauspielerin muss sie noch De-tails wegen einer Frisur, die sie im neuen Stück zu tragen hat, angeben, und ich frage ganz er-staunt: «Um das alles müssen Sie sich auch noch bekümmern?» «Oh, noch ein vieles mehr», antwor-tet sie, «meistens mache ich noch die Bühnenbil-

der selber, dann kommen sie wenigstens so heraus, wie ich sie haben will.»

An der Wand hängt ein Bild von der Familie Ferrera: Vater, Mutter und Töchterchen, kaum ein Jahr alt. Der stolze Vater hat das Gesicht des Kin-des ganz an das seine gepresst, und schon hier ist die Ähnlichkeit zwischen den beiden frappant.

«Wann sind Sie das erste Mal aufgetreten?» — «Mit vierundzwanzig Tagen in den Armen mei-nes Vaters, ich wollte aber gar nie zum Theater, ich wollte tanzen, meine Mutter war auch Tänzerin. Ich ging zum Ballett und lernte singen und mit fünf Jahren begann ich die Schule. Aber gegen meine Tanzerei schien sich alles verschören zu haben, meine erstes Auftreten war ein Misserfolg. Mit siebenzehn Jahren trat ich zum ersten Mal in einem Theaterstück auf, zusammen mit meinem Va-ter. Das war ein Riesenerfolg, vor lauter Blumen konnte man fast nicht das Theater betreten. Bald darauf ging ich für ein Jahr nach Buenos Aires, wo ich eine eigene Theatergesellschaft gründete. Mein Vater nannte es die Filiale. Und seit ein paar Jah-ren habe ich hier die eigene Gesellschaft. Inzwi-schen war ich auch in England, wo ich im Film «La fin de la rivière» (ein Teil davon spielt am Ama-zonas) die Hauptrolle hatte.» — «Sind Sie verheiratet?» — «Ja, seit kurzem, der grosse junge Mann, der Ihnen sagte, Sie können nun hereinkommen, ist mein Gatte, mein nächstes Stück hat er ge-schrieben, er schreibt nämlich Theaterstücke. Ich liebe den Film, ich möchte noch mehr filmen, aber das Theater ziehe ich doch vor, man kann sich selber sein und hat den direkten Kontakt mit dem Publikum. In meiner freien Zeit lese ich viel, auch

Agnes Schaub-Wackernagel †

Am 6. April wurde in Basel auf dem Gottesacker Hörnli Agnes Schaub bestattet. Mit ihr ging eine gute Mutter dahin und eine alle Kämpferin für alles Gute, was in unserm Volke wackere Kämpfer nötig hat.

Geboren 1872 als Tochter des damaligen Besitzers und Redaktors der «Basler Nachrichten», J. G. Wackernagel, erlernte sie die Damenschneiderei und wurde mit 20 Jahren Lehrerin für dieses Fach an der Frauenarbeitschule. Ende der neunziger Jahre wurde, namentlich durch Prof. Forstler in Zürich und Prof. Bunge in Basel, eine Begeisterungswelle ausgelöst für den Kampf um eine alkoholfreie Lebensführung, und als 1902 unter Dr. Hedwig Bleuler-Waser der Schweiz. Bund abstinenter Frauen gegründet wurde, war Agnes Schaub unter den ersten dabei. Sie blieb Mitglied ihr Leben lang.

Nach glücklicher 11jähriger Ehe verlor sie ihren Lebensgefährten und wurde mit drei Kindern zurückgelassen. Doch es wurde gut für alle vier gesorgt dank einer Pension. Einige Jahre versuchte Frau Schaub auch, ein Schulheim in Gelterkinden für Töchter aus dem Welschland zu führen. Doch zogen die Schulbedürfnisse ihrer eigenen heranwachsenden Kinder sie wieder in die Stadt.

Ihr offener Sinn für die Fragen der Zeit liess sie auch früh die Notwendigkeit und das Recht der Frau erkennen, mitzuwirken im Staate als volle Bürgerin, und so trat sie von Anfang an der Frauenstimmrechts-Bewegung als tätiges Mitglied bei und blieb ihr treu bis ans Ende.

Und noch eine grosse Arbeit wartete auf sie: die Organisation der Hausfrauen. Als denkende, praktische Hausfrau mit scharfem Blick für Zeit und Arbeit sparende Haushaltsführung, zweckmässigen

Hausrat, neuzeitliche Ernährung hielt sie es für notwendig, dass sich die Hausfrauen zusammen tun wie die Berufsfrauen. So wurde mit Gleichgesinnten der Hausfrauenverein Basel gegründet in den zwanziger Jahren. Er wuchs rasch, und man wagte 1931 unter ihrer initiativen Kraft eine grosse hauswirtschaftliche Ausstellung in der Muttermesse, benannt: Lebendige Schule der Hausfrau. Hier war sie in ihrem Element und leistete grosses, und der Erfolg gab ihr recht. Sie erfuhr aber, was Tüchtigkeit, Führende oft erleben, neben begeisterten Lob auch — Undank.

Die letzten zwei Jahrzehnte ihres reichen Lebens waren mehr Familie und Freundschaft gewidmet; auch nahm sie regen Anteil am kirchlichen Leben ihrer lieben Marktgemeinde. Da fiel mitten hinein in die besinnliche reife Zeit ihrer Siebzigerjahre jener Tag im April 1947, wo sie ein Schlaganfall traf und sie ins Bett fesselte. Vier Jahre lang lag sie nun gelähmt, meistens voll Interesse für alles In- und Auslandsgehende, die lieben B und das «Frauenblatt» lesend, oder Bücher die Menge, oder mit der ungelähmten Hand auf einem Brettchen stückend. Wenn sie traurig und lebensmüde wurde, suchte man sie damit zu trösten, dass sie ja länger je mehr das Zentrum der Familie werde, weil alle sie noch brauchen. Da, im Herbst, erblühte sie förmlich wieder, strahlte in rosigen Farben: Ihre eine Tochter hatte sich verlobt und verheiratete sich bald nach Zürich. Und sie, noch in ihrem 79. Lebensjahr ging mit, wurde verpflegt wie ein alter Baum und freute sich noch am Glück ihres Kindes. Aber schon nach wenigen Wochen wurde sie abgerufen in ihre wahre Heimat, wo sie nun ausruhen darf von einem Leben, das köstlich gewesen ist. A. Dick-Tobler

men, immer also Anliegen von Menschen zu besorgen, die sowohl in der Schweiz aber auch in andern Ländern abgeklärt werden müssen. (Z. B. individuelle Abklärung von Familienverhältnissen, die Wiedervereinigung zersprengter Familien; Verhandlungen mit Vätern unehelicher Kinder zwecks Anerkennung der Vaterschaft und Sicherung der Alimentenzahlung; Abklärung von Versicherungs-Renten und Erbsprüchen im Ausland; Mithilfe bei Wiedereinbürgerungsverfahren; Beschaffung notwendiger Dokumente im Ausland bei Eheschliessungs- oder Scheidungsverfahren, usw.) — Die Emigrations-Abteilung hat alle Auswanderungssuche der in der Schweiz lebenden nicht-jüdischen Flüchtlinge zu bearbeiten (die jüdischen Flüchtlinge werden vom Schweizer Verband jüdischer Flüchtlingshilfe betreut).

In der Sozialabteilung sind auch heute noch u. a. Nachforschungen nach verschollenen Angehörigen pendend, oder es müssen gewisse Einzelheiten über eine gesuchte Person im Ausland festgestellt werden können. Ein Beispiel:

Ein junger Pole, zu arm, und selbst in die Schweiz zu reisen, bittet, da er misstrauisch gegenüber der Umgebung seiner in der Schweiz verstorbenen Mutter ist, die neutrale Stelle möge ihm die nähere Umstände des Todes seiner Mutter in Erfahrung bringen und forschen, ob ein Testament vorhanden sei.

Zahlreich sind die Demarchen bei den eidgenössischen, kantonalen und kommunalen Behörden um Erteilung oder Verlängerung der Aufenthalts-, Niederlassungs- und Arbeitserlaubnis, Bearbeitung und Weiterleitung der Unterstützungsgesuche an die zuständigen Hilfswerke und Behörden. Ihrer menschlichen Bedeutung nach allen voran, so lesen wir, stehen die Gesuche, in denen wir um Wiedervereinigung von Familien gebeten wurden.

* Mit Auswanderungsgesuchen von Schweizerbürgern befasst sich die Abteilung für Auswanderung des Bundesamtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit in Bern.



französisch und englisch. Bibi spricht zu mir in einem fehlerlosen französisch, mit sehr gutem Akzent.

«Ich will auch Kinder haben, ich liebe Kinder sehr» —

«Das brasilianische Publikum verlangt viel Abwechslung im Spielplan, sodass wir unsere Stücke mehr wechseln müssen, als nötig wäre. Ich reise gern und gehe immer mit meiner Gesellschaft einen Teil des Jahres auf Tournee ins Innere des Landes. Meine grosse Sehnsucht bleibt Europa, ich möchte wieder nach England zurück. Und die Schweiz möchte ich furchtbar gern kennen lernen, mein Vater hat mir viel davon erzählt.»

Bibi kimmert sich um alles in ihrer Truppe, sie ist nicht nur eine erfolgreiche Schauspielerin (sie liebt die klassischen Stücke sehr), sondern auch ein lieber hilfsbereiter Mensch. Klara Wehrli

Sieh unter dich mein Sohn . . .

Meine Grosseltern waren einfache und gottesfürchtige Leute. Sie hatten sich die Rappen vom Munde abgespart, um alle ihre Kinder, — vier Söhne und eine Tochter, — etwas Reches lernen zu lassen. So hat es unser Vater voller Achtung für seine Eltern oft erzählt, und wenn er vom Grossvater sprach, fügte er wohl hinzu: «Nie sah ihn ein Wirtshaus in seinen Räumen.» Später konnte die Grossmutter, die ihren Gefährten um viele Jahre überlebte, einen sorglosen Lebensabend verbringen. Aber mit ihren eigenen Sorgen kamen die nun erwachsenen und verheirateten Kinder nach wie vor zu der Mutter, um sich auszusprechen oder

um Rat zu erbitten, mochte es sich nun um ein berufliches Missgeschick, einen Geldverlust, um Erziehungssorgen oder um einen Ehezwist handeln. Dann hörte die Grossmutter geduldig und aufmerksam zu, sie unterbrach den Erzählenden nicht, doch wenn er dann schwieg, und vielleicht noch die Worte anfügte: «Warum musste das ausgerechnet mir passieren?» so antwortete die Grossmutter nicht, sondern sie sagte schlicht:

«Schau unter dich, mein Sohn, nicht über dich.»

Meine Grossmutter ist 90 Jahre alt geworden. Sie ist schon lange tot, aber ihren Lieblingsspruch: «Schau unter dich, mein Sohn, nicht über dich», den habe ich nicht vergessen, ebensowenig wie ich es vergessen habe, dass sie diese Worte nicht nur im Munde führte, sondern ihnen auch nachlebte, denn niemals kam ein Wort der Klage über ihre Lippen, selbst dann nicht, als sie die letzten Jahre ihres Lebens völlig ans Bett gefesselt war. Sie sprach überhaupt wenig von sich, sie liess sich von uns Kindern erzählen, was wir in der Schule lernten, wir mussten ihr unsere Weihnachtarbeiten zeigen und ihr im Frühjahr berichten, ob in unserem Garten schon die ersten Veilchen blühen. Und wir, die wir so gern bei der alten Frau sass, deren Stube stets voller Leben war, und über unsere kindlichen Nöte und Freuden plauderten, dachten niemals daran, dass die Grossmutter eigentlich müde und ruhebedürftig sein musste nach ihrem arbeitsreichen Leben, und dass sie vielleicht Schmerzen litt.

«Sieh unter dich, mein Sohn, nicht über dich.» Gewiss, eine solche Einstellung, die nicht jedem

einem Kollektivismus und ohne eigene Ausnahme in die Schweiz. Das französische Konsulat in Basel zögert, das Visum auf der Legitimationskarte einzutragen. Andererseits würde eine Fürsorgerin der Pariser Zweigstelle, die unerwartet sich zur Verfügung stellt, am 16. August das Kind gerne mit nach Paris zurücknehmen. Das Konsulat muss sich aber erst vergewissern, ob sich die Eltern wirklich mit einem gültigen Einreisevisum in Frankreich aufhalten. Erst wenn wir ihm den Nachweis dafür bringen können, kann es die Erteilung des Visums ins Auge fassen. Am 11. August gehen alle gewünschten Unterlagen nach Basel. Gleichzeitig unterrichten wir das SRK, KH in Bern und seine Luzerner Zweigstelle (Aufenthaltsort der Kleinen) vom Stand der Dinge. Die Pariser Fürsorgerin wird die kleine K.A. in Lausanne vom Zug abholen. Am 15. August trifft das Visum aus Basel ein. Telegramme verständigt die Luzerner Fürsorgerin, dass das Kind abgeholt werden kann, und die Pariser Fürsorgerin, damit sie es zur richtigen Stunde in Lausanne abholt, wohin es von der Luzerner Fürsorgerin gebracht wird. Wir benachrichtigen auch die Pariser Zweigstelle, welche ihrerseits die Eltern informiert. Am frühen Morgen des 17. August können die Eltern ihr Kind in Paris in die Arme schliessen.

Kaum eine Fürsorgestelle hat so sehr wie diese auch Gelegenheit, die verhängnisvollen Folgen zu sehen, welche der Verlust des Schweizer Bürgerrechtes für eine Schweizerin, die einen Ausländer heiratet, zeitigen kann. Sie beschafft zur Rückbürgerung die nötigen Papiere und Abklärungen und weist in ihren Berichten auf eine dabei ganz besondere Schwierigkeit hin: «Auch hier ist es oft traurig, zu sehen, dass eine zurückkehrende ehemalige Schweizerin ihr Schweizer Bürgerrecht nicht wiedererwerben kann, nur weil der Mann nicht oder nicht adäquat für tot oder verschollen erklärt werden kann...»

Es fehlt uns der Raum, zu schildern, welchen «Kampfund die neue Heimat» für Flüchtlinge und Vertriebene die Emigrationsabteilung führt. Ihrer 539 haben z. B. allein im Jahre 1949 durch deren Hilfe auswandern können, sie zogen nach 29 verschiedenen Ländern, zumeist nach Übersee.

Das Vertrauen, das dem Werke heute entgegengebracht wird, trägt sicher bei, die Freude an der oft so mühsamen und schweren Aufgabe zu stärken. Dies Vertrauen spricht sich u. a. auch in den grossen Summen aus, welche dem Werke durch die Schweiz, Zentralstelle für Flüchtlingshilfe, die Schweiz, Europa Hilfe, durch eidgenössische und kantonale Stellen und von privaten Donatoren zur Verfügung gestellt werden und ohne die es seiner Aufgabe nicht gewachsen wäre. Vertrauen lässt sich aber weder mit Worten noch mit Zahlen wägen. Es kommt am schönsten dort zum Ausdruck, wo Dank für gelungenes Helfen aus den Augen derer strahlt, die nach schwerster Zeit einen Ausblick in hellere Zukunft erhalten.

Statistik über die nicht stimmberechtigten Personen

Das Statistische Amt der Stadt Zürich erwähnt in einer interessanten Berechnung unter den nichtstimmberechtigten Personen auch die Frauen. Wir möchten nicht versäumen, dieses Novum als eine erfreuliche Geste hervorzuheben; denn es ist wohl noch nie vorgekommen, dass ein Statistiker sich darüber Gedanken gemacht hat, dass, und wie viel weibliche Nicht-Stimmberichtigte in Zürich unter der Zahl der Stimmbürger figurieren.

Unter der Schweizern figurieren unter den Minderjährigen 42 200 männliche, 40 900 weibliche Personen, unter den Mehrjährigen figurieren 2500 Männer gegenüber 146 300 Frauen, womit die Frauen die Zahl der stimmfähigen Männer um ein Fünftel übersteigen.

Da es ja aber allgemein heisst, die Frauen hätten ja doch keine Zeit an die Urne zu gehen, so braucht man nicht anzunehmen, dass in der Stadt Zürich die Angst vor diesem Fünftel in dem Sinne sein kann, dem «stimmenden» Zürcher eine machtpolitisch bedingte Angst vor dem Frauenstimmrecht einzujagen.



Politisches und anderes

Die Eidgenössischen Abstimmungen

Die Freigeld-Initiative wurde vergangenen Sonntag mit der überwältigenden Mehrheit von 622 991 Nein gegen 88 839 Ja verworfen. Damit ist der Riegel gestossen, sodass nicht mit gefährlichen Experimenten auf dem Gebiete der Schweizerwährung einer utopischen Wirtschaftsidee gedient werden kann. — Der sog. Gegenvorschlag der Bundesversammlung wurde mit 499 999 gegen 209 717 Stimmen angenommen. Damit ist die Reform des Notenbankartikels gutgeheissen worden, die einer gesetzlichen Neuordnung des Münzen- und Notenbankwesens freie Bahn schafft. Dies bringe nur auf Vollmachtenrecht beruhende jetzige Ordnung kann nun ins ordentliche Recht überführt werden.

Aus der Bundesversammlung

Im Mittelpunkt der nun abgeschlossenen Session stand die Rüstungsvorlage. Rüstungsprogramm und Deckungsvorlage als Einheit wurden mit grossem rhetorischem Aufwand kritisiert. Die Grösste, der Bestandteil des Deckungsprogrammes wurde abgelehnt, schliesslich das Rüstungsprogramm bewilligt, aber die Deckungsvorlage an den Bundesrat zurückgewiesen. Nicht ohne Grund betonten etliche Tageszeitungen, dass eine einmalige politische Situation, in der man mit ehrlichem, erstem Appell die gemeinsame Bereitschaft des ganzen Volkes hätte ausrufen können, verpasst worden ist. Im Streit um Sonderinteressen stand keiner auf, um mit überzeugender Macht für eine einige, grosse Leistung einzustehen.

Im Nationalrat wurde das Urenstatut zum Schutze der — bisher allerdings gut arbeitenden — Uhrenindustrie angenommen; ebenso das Landwirtschaftsgesetz (das u. a. auch die Möglichkeit vorsieht, von gesetzteswegen «eine übersetzte Zahl von Milchgeschäften zu verhindern») gutgeheissen; der Anschaffung von 150 Kampfpflugzeugen für total 175 Millionen Franken wurde zugestimmt.

Der Ständerat nahm Bundesgesetze über Arbeitsvermittlung und über Arbeitslosenversicherung an. Er hiess ebenfalls das Weinstatut (Bundesbeschluss über die Erhaltung und Förderung des Rebbaus) gut und stimmte u. a. der Beteiligung der Schweiz am technischen Hilfsprogramm der UNO bei.

Um den Korea-Krieg

Die Abberufung von General MacArthur durch Präsident Truman — er hatte sein Amt als Oberbefehlshaber wie auch das des Gouverneurs von Japan niedergelegt — wirft, wie zu erwarten war, in den USA hohe Wellen. Präsident Truman betonte, dass der Krieg von den UNO-Truppen mit gleicher Stosskraft weitergeführt werden solle. General MacArthur wird diese Woche vor dem amerikanischen Senat sprechen.

Der Kongress

des Internationalen Frauenbundes in Athen hat für eine neue Wahldecker eine schweizerische Präsidentin Dr. Jeanne Eder, Zürich, und als Vizepräsidentin Dr. Renée Girod, Genf, wiedergewählt. Acht neue Landesverbände wurden aufgenommen (Österreich, Dominikanische Republik, Italien, Libanon, Uganda, Aegypten, Hongkong (Kolonie) und Westdeutschland).

Die UNO-Kommission

für Menschenrechte hat unter dem Vorsitz von Frau Eleanor Roosevelt ihre Sitzungen in Genf begonnen. Frau Roosevelt gab dem Wunsche Ausdruck, das Präsidium, das sie seit der Gründung führt, abzugeben. Ihr Nachfolger ist Dr. Malik (Libanon), bisher Vizepräsident.

In aller Stille

geht der menschenfreundliche Dienst der Blutspender vor sich, wie ihn in der Schweiz das Schweizerische Rote Kreuz organisiert hat. In Zürich wurde, 23 Monate nach dem Beginn des Werkes, die 5000. Blutentnahme gemacht. 4000 freiwillige Spender stehen zur Verfügung.

Über 12 Millionen

sind nun in der nationalen Sammlung für die Lawinengeschädigten zusammengelegt worden. Unter den zuletzt gemeldeten Spendern sind u. a. rund 55 000 Franken von den Schweizervereinen in Westdeutschland, deren Mitglieder z. T. in schwierigen Verhältnissen leben, aber dankbar der Heimat gedanken, die ihnen seiner Zeit in Krieg und Nachkriegszeit beistand.

Eine ehrenvolle Wahl

An die grosse Abteilung II (Handelschule) der Technischen Hochschule Zürich ist Prof. Martha Oestli zur Fakultät gewählt worden. Wir freuen uns und gratulieren! E. B.

dem man darum nach Möglichkeit aus dem Wege geht. Thakery hat einmal gesagt:

«Die Welt ist ein Spiegel, in welchem ein jeder sein eigenes Antlitz erblickt. Wer mit saurer Miene hineinschaut, sieht darin ein saures Gesicht; und wer hineinlächelt, findet darin einen fröhlichen Gefährten.»

Schauen wir unter uns, und wir werden uns nicht länger als Stiefkinder des Schicksals fühlen, wie es bisweilen jedem von uns geschieht, sondern wir werden einem Geschick Dank wissen, das uns vor Krankheit, Unfall und jeglichem grösseren Unheil bisher gnädig bewahrte, und wenn wir uns eine solche Auffassung zu eigen gemacht haben, werden wir selbst einem wirklichen Unglück gewappnet gegenüberstehen. —ari—

Die Mutter rettet sie . . .

Sie waren alle in der Zelle. Nein, es war keine Zelle, nur ein kahler Raum in der Todesbaracke. Und sie wussten es, morgen kam der Tod. «Er-schiessen», so hiess das Urteil. Das Grauen lag in den Gesichtern der 12 Menschen. Sterben... nein, nicht sterben wollten sie, leben, leben, und wenn es noch so schwer war. Nun leben! Aber das Leben war verwirrt. Morgen würde man sie hängen. Morgen; und schon frass sich das Dunkel in den Raum. Endoer, der jüngste, schrie gequält auf: «Nicht sterben, nicht sterben...» und dann wieder tiefes Schweigen.

Die Tür tat sich auf. Die Gesichter wurden noch einen Schein blässer, wenn es möglich war, denn

Aus der Praxis der Frauenärztin

II.

Ein grosser Teil meiner Patientinnen setzt sich aus Frauen im «gefährlichen Alter» zusammen. Darunter verstand man zur Zeit unserer Grossmütter Dreissigerinnen, die über die erste Jugend weit hinaus waren (das war eben die damalige Ansicht), und die einen besonders zweifelhaften Reiz auf die Männerwelt ausübten — also «gefährlich» waren. Heute aber meint man damit, und zu Recht, Frauen, die sich in einem Alter befinden, das ihnen gefährlich wird, das heisst: in den Wechseljahren. Wie schon der Name sagt, tritt tatsächlich ein Wechsel ein, und zwar einer von umwälzender Bedeutung im körperlichen Leben der Frau. Sie sieht sich gezwungen, sich geistig und seelisch mit ihm auseinanderzusetzen.

Es gibt natürlich auch Frauen, die nicht begreifen, was es mit dieser Zeit um die Fünfziger herum auf sich hat. Sie nehmen es in gar keiner Weise hin, dass nicht nur die Jugend, sondern das «Weibsein» an sich zu Ende geht, und dass sie versuchen müssen, in ihrem Dasein nun einen anderen Sinn zu entdecken als bisher — dass sie nicht allein die Hälfte des Lebens überschritten haben, sondern auch in ihrem Verhältnis zum Manne eine Aenderung eintritt. Der Umbruch bezieht sich freilich nicht nur auf das «Liebesempfinden», vielmehr ist dies nur ein Teil dessen, was nicht so viel früher ist. Solche Frauen meinen, die Anziehungskraft von einst könne nicht weichen, und sie werden leicht zu lächerlichen alten Zierpuppen, über die sich nicht nur die Männer, sondern auch ihre Geschlechtsgegensinnen lustig machen. Hier kommt es wieder zu einem ersten Besinnen, noch zu einer Tragödie, eher zu einer Komödie. Unsere Schweizerinnen dieser Art sind allerdings seltener als etwa in den lateinischen Ländern, wo von vornherein jede Frau Freude daran hat, Gefallen zu erregen; dies ohne jeden Hintergedanken, wohlgerne.

Die Schweizerin besetzt davon eher zu wenig. Doch wenn sie es auch nicht so schmerzlich wie ihre französische Schwester etwa spürt, dass sie ergraut, so wird ihr immerhin seltsam zu Mute, wenn der Mann ihr nicht mehr die wahre «Liebe» entgegenbringt, entgegenbringen kann — und dass sie selber vor allen Dingen im Grunde nicht mehr danach verlangt. Sie merkt, dass eine lange Epoche, mit dem dreizehnten, vierzehnten Jahre beginnend, abgeschlossen ist, nie mehr wieder kommen wird, dass es von nun an etwa unmöglich ist, noch Kinder zu haben; unmöglich, einen gewissen strahlenden Lebensmut aufzubringen, voller Vitalität und Aufopferungsbereitschaft. Das «Frauliche» verlässt sie, sie wird deshalb noch lange keine Greisin, aber eine Matrone. Und sich darein zu finden, ist nicht jedermanns Sache und hat mit Gefallsucht nicht das geringste zu tun.

Zuerst reden sich die Frauen ein, es sei nur eine zufällige Störung, wie sie mitunter eintritt; andere Begleiterscheinungen beginnen, sie zu ängstigen, nicht nur eine Art von Ueberreiztheit, auch solche rein körperlicher Weise, die aber keine eigentlichen Krankheiten sind. — Da suchen die unsicher Gewordenen eine Ärztin auf, um medizinischen und zugleich seelischen Rat einzuholen.

Für eine Ärztin, die den Zustand nicht aus eigener Erfahrung kennt, ist es möglich, dass sie sich von der Schwere der Veränderung nicht restlos Rechenschaft ablegt. Sie meint, es sei ein ganz natürlicher Vorgang (und das ist es auch ja auch). Es wird der Frau deutlicher, dass sie nun den zweiten Schritt (der erste fand eben um ihr vierzehnten Lebensjahr herum statt) tun muss, der sie gewissermassen wieder in die Zeit zurückführt, da sie noch keine «Frau» war. Beim Mann bleibt es fast allein bei der psychischen Umwälzung, die er nicht immer wahr haben will, und die auch bei dem einen gegen die Fünfzig, beim anderen erst

nach den Sechzigern bemerkbar wird. Die Natur hat es so eingerichtet, dass bei der Frau konkret wahrnehmbare Veränderungen vor sich gehen, und es ist nicht nur das plötzlich mangelnde Interesse ihres Ehemannes, das ihr die Augen öffnet — zumal dieses sich auch früher eingestellt haben kann und manchmal überhaupt nicht mit den «Wechseljahren» der Frau zusammenfällt. Sie erkennt, dass ein Teil ihrer selbst verschwunden ist, und muss es Neues dazu gewinnen, um zu ersetzen, was sie solange erfüllte. Sind wenig geistige Interessen vorhanden und spielte sich das Leben bisher in der Hauptsache zwischen Küche, Kindern und Mann ab, dann kann es zu starken Konflikten kommen, in denen die Ärztin helfend eingreifen muss. Nicht nur sollte sie gegebenenfalls mit dem Ehemann sprechen, der es vielfach (natürlicherweise!) an Begreifen fehlen lässt; sie hat auch der Frau klar zu machen, dass es noch andere Dinge gibt, die unserem Dasein Wert verleihen, und dass eine «echte Frau» nach einem so einschneidenden Ereignis ihr «Frauensein» beibehalten kann.

Die kinderlose und noch mehr die ledige Frau wird ganz anders reagieren als die, die Kinder hat, denn es trifft sie heftiger, nun niemals mehr Mutter werden zu können. Die unverheiratete gebliebene bildet sich ein (was durchaus nicht der Fall sein muss), dass sie nun tatsächlich den Wunsch nach einem Manne für alle Zeiten begraben muss. In ihrer Sehnsucht unbefriedigt, wird manche von ihnen zu jener «komischen alten Jungfer», die sehr zu Unrecht die Zeitscheibe unverständiger Spötter ist. Findet sie nicht in irgendeiner Betätigung den nötigen Halt, so ist es dringendes Gebot für die Ärztin, durch Rat und Tat helfend einzugreifen.

Ich habe in meinem Bekanntenkreis eine alte Frau, die die zweite Gattin eines Wittvers wurde, der aus erster Ehe mehrere Kinder hatte. Sie selber bekam keine, wurde jedoch wirklich zur «Mutter» der fremden, und heute sieht die zweite Generation in ihr die wahre «Grossmutter». Sie würde von niemandem für kinderlos gehalten werden, sie hat etwas so herzlich Mütterlich-Frauliches an sich, dass man versucht ist, selber «Mama» zu ihr zu sagen. Ich war ganz überrascht, als ich erfuhr, dass ihre Enkel überhaupt nicht ihre Enkel waren. — Und ich kenne eine andere, etwas jüngere Frau, eine Witwe mit einer erwachsenen Tochter, die sich die Haare färbt, hin und her wippt und sich den Anschein der Jugendlichkeit zu geben wünscht. Sie sieht noch sehr gut aus, aber ihr ganzes Sinnen ist darauf gerichtet, nicht innerlich zugeben, dass sie einen Zeitschnitt überschritten hat. Als meine Patientin wünscht sie nicht, über diesen

Mubatreffen der schweizerischen Berufs- und Geschäftsfrauen

Zum 4. Male fand am vergangenen Montag das alljährliche Muba-Treffen der Schweizer Berufs- und Geschäftsfrauen statt. Wiederum hatte der Club der Baslerinnen die Organisation übernommen. Nach einer sehr instruktiven offiziellen Führung durch die Hallen trafen sich die aus der ganzen Schweiz zusammengeströmten berufstätigen Frauen im Konferenzsaal zu einem vom Schweiz. BGF. offerierten Apéritif. Frau Claire Zschokke-Rössiger, die Präsidentin des Basler Clubs, hiess die Gäste herzlich willkommen, unter denen sie im speziellen die Präsidentin des Schweizerischen Verbandes, Elisabeth Feller, die übrigen Sektions-Vorstände und die Vertreterin des Londoner Frauen-Clubs, Miss Tapper, begrüsste.

Fräulein Feller verdankte den freundlichen Empfang in Basel und gab darauf dem Vorsteher des Erziehungsdepartementes, Herrn Regierungsrat Dr. Peter Zschokke das Wort zu einem überaus lehrreichen Vortrag über «Geschäftliche und verwaltungsmässige Verantwortung». Die Berufs- und vor allem die Geschäftsfrau kommt in besonderem Masse mit den staatlichen Institutionen in Kontakt. Sie fühlt deshalb auch mehr als andere Frauen die vom Staate gesetzten Schranken und Verordnungen als etwas Lästiges. Aus diesem Grunde ist es für sie wohl auch von besonderem Interesse, etwas von dem inneren Aufbau und der Verantwortung der staatlichen Verwaltung zu erfahren und vor allem zu wissen, inwiefern er anders ist, als die Organisation

Punkt mit mir zu sprechen: ich weiss, dass alle ihre Beschwerden darauf beruhen, dass sie eine körperliche Tatsache ignoriert. Und das wird sich seelisch eines Tages rächen — und physisch auch.

In solchen Fällen dürfte eine Ärztin mehr am Platz sein als ein Arzt. Sie weiss aus eigener Erfahrung, wie es einer Frau in den kritischen Tagen des Monats zu Mute ist, und ist sie älter, so weiss sie auch, wie die Frau rein körperlich die «Wechseljahre» übersteht — und wie sie sich psychisch darin fühlt. Eine jüngere Ärztin wird ihrerseits ausserordentlich viel daraus lernen, wenn sie mit wachem Bewusstsein die Uebel ihrer Patientinnen aufnimmt. Gar bald wird sie begreifen, wie sie ihnen Stütze und Beraterin werden kann — und die Frauen wissen immer selbst am besten, ob die Ärztin genau mit ihnen empfindet.

Wieviele Schweizerinnen lassen sich nicht schon kurz nach der Eheschliessung, vor allem nach dem Erscheinen des ersten und gar des zweiten Kindes gegen. Sie treten dem von der Arbeit abends erwidert heimkehrenden Mann in der Küchenschürze und ungekämmt entgegen, und er hat die übliche Angewohnheit, sie gleich ihren Kindern «Mutter» zu nennen. Trotzdem ist sie neben der Mutter auch Frau, und auch er sieht in ihr nicht nur die Mutter seiner Kinder. Eines Tages merkt sie, dass er nun wirklich ein Recht hätte, sie als mütterliches Wesen anzusehen — und das Unvermögen, jemals wieder das zu werden, was sie war, erschüttert sie trotz jahrelanger Gewohnheit, zuerst Mutter und Hausfrau, dann Frau zu sein. — Das Beste, was man stets von neuem erklären kann und muss, ist, dass das Leben nicht auf den Liebesbeziehungen der Geschlechter beruht; nicht nur auf der Möglichkeit, Mutter zu werden; nicht nur auf der Jugend und dem Gefühl der Kraft und der Daseinsmitte.

Jeder Altersabschnitt hat seine Freuden und Befriedigungen. Man soll sich nicht an Vergangenes klammern. Wir finden heute längst nicht mehr, dass eine Dreissigerin das Leben nicht zu genießen hat; eine Frau von vierzig alt zu heissen, wäre lächerlich; in Amerika steigen die Grossmütter aus dem Pferd (nicht alles ist natürlich zu empfehlen, was man anderswo treibt!). Die Tendenz an sich ist richtig. Es gibt gar kein «Altsein». Grossma Moses in den Vereinigten Staaten malt reizende Bildchen als Neunzigjährige; König Gustav V. von Schweden versuchte noch als Fünfundachtzigjähriger Tennis zu spielen; wieviele alte Bauersfrauen arbeiten nicht genau so rüstig und wohl gar verträglicher als die jungen Töchter! — Gar bald begreift die ältere Gewordene, dass sie in der neuen Lebensperiode ein «neuer Mensch» zu werden hat; und alles «Neue» erhält ja jung! Helfen wir darum als Frauenärztin den Frauen im «gefährlichen Alter», es ohne Gefahren zu übersteht.

Elsa Nerina Baragiola 70jährig

Unmittelbar vor der Drucklegung erfahren wir, dass diese bedeutende, von so vielen verehrte Erzieherin und begeisterte Pionierin für italienische Kultur in Zürich am 18. April ihren 70. Geburtstag gefeiert hat. Wir entbieten ihr in dieser Nummer unsere herzlichsten Wünsche, bedauernd, dass wir sie, die dem Frauenblatt stets eine so treue Freundin ist, heute nicht würdiger feiern können, da wir leider nichts von ihrem Festtag erfahren hatten.

El. St.

Sicherstellung der Beamten ist eine soziologische Notwendigkeit, hat aber den Nachteil, dass durch die daraus resultierende Unbeweglichkeit ein eigentliches teamwork kaum zustande kommen kann. 4. Chef ist letzten Endes immer eine politische Behörde. Die wirtschaftliche Sachkenntnis beginnt erst beim eigentlichen Leiter eines staatlichen Betriebes. Da auf einem solchen Posten keiner reich werden kann — das Gehalt ist gesetzlich festgelegt — ist er für die ausgesprochenen wirtschaftlichen Begabungen uninteressant, sodass gerade diese Leute, deren der Staat dringend bedürfte, fehlen.

Nachdem Regierungsrat Zschokke so die grundlegenden Verschiedenheiten zwischen Privatwirtschaft und staatlicher Verwaltung dargelegt hat, kam er auf die besondere Position des Staates als Wirtschaftler zu sprechen. Für den Staat ist Wirtschaft zugleich Politik; denn der Einfluss des Volkes spielt in den wirtschaftlichen Dispositionen eine entscheidende Rolle. Es gibt kein staatliches Unternehmen, das nicht unter öffentlicher Kontrolle stehe.

So ist es möglich, dass in der Schweiz der Staat eine Menge wirtschaftlicher Unternehmungen in Händen hat, ohne daraus eine politische Machtstellung abzuleiten. Die freiheitliche Einstellung des Schweizervolkes würde das nicht zulassen. Wenn sich heute der Staat um vielerlei Dinge kümmern muss, die gerade vom Standpunkt des Geschäftsbetriebes als unangenehme Einmischung empfunden werden, so tut er das nicht aus machtpolitischen Drange, sondern nur, weil ihm durch die chaotische Weltlage von aussen her eine solche Einflussnahme aufgezungen wird. Das Prinzip aber ist und bleibt: der Staat greift nur dann ein, wenn es sich als absolut notwendig erweist. Im Vordergrund seines Handelns soll immer das Gesamtinteresse der schweizerischen Bevölkerung stehen.

Mit diesem letzten Gedanken leitete der Referent über zu dem Gemeinsamen und Verbindenden zwischen Privatwirtschaft und staatlicher Verwaltung: es ist das Verantwortungsgefühl gegenüber der Allgemeinheit. Und hierbei komme der Geschäftsfrau ihre ganz besondere Rolle zu. Denn Frauen hätten einen gut entwickelten Sinn für die Beziehung des einzelnen zum ganzen. Sie sind meist nicht nur Geschäftsfrauen, sondern daneben noch Gattin- und Mutter. Sie wissen, dass sich ihr geschäftliches Tun nicht im luftleeren Raume abspielt, dass der einzelne nur Bindeglied ist und dass das einzelne Unternehmen deshalb auch nicht gedeihen kann, wenn es nicht Rücksicht auf das Wohl der Allgemeinheit nimmt.

Und so schloss der Referent seinen ausgezeichneten kleinen staatsbürgerlichen Kurs — denn das war es eigentlich — mit einem besonderen Dank an die Frauen, der auch insbesondere ihrem Erscheinen an der Mustermesse gelte, dieser Veranstaltung, die ja auch nur durch das Zusammenarbeiten der vielen einzelnen zustandekommen, von denen ein jeder für sich die Verantwortung für das Gelingen des ganzen auf sich nehme.

Frau Claire Zschokke-Rössiger sprach dem Referenten den Dank aller Anwesenden aus und fand, es sei schön gewesen, etwas zu erfahren, was man noch nicht gewusst hätte. Man gehe jetzt wieder mit besonderer Freude heim ins privatwirtschaftlich geführte Geschäft und sei froh zu wissen, dass das, was man tue, auch anerkannt werde. Damit schloss sie den offiziellen Teil des Muba-Treffens. Wer Lust hatte — und das waren die meisten — begab sich darauf in den Gelben Saal, um dort, an festlich gedeckten Tischen bei fröhlichem Geplauder zu tafeln und nachher, frisch gestärkt, auf eigene Faust noch einmal kreuz und quer durch die Messe zu streifen.

Th. K.

sie waren alle blass, blass bis in die schmalen Lippen. Aber nur Endeios Mutter stand im Rahmen. Sie kam Abschied zu nehmen von ihrem Sohn. Und die Mutter lächelte. Lächeln kann nur eine Mutter, wenn sie ihr Kind zum letzten Male sieht, um es ihm leichter zu machen.

«Mutter, ich habe nicht verraten, Mutter, ich will leben!»

Die Mutter strich über sein Haar. «Endeio, sei tapfer, mein Sohn.»

Und da tat die Mutter die Lippen noch einmal auf und sagte: «Du wirst leben, Endeio, denn ich weiss es, ich habe es erwirkt. Sie werden euch holen, aber sie werden blind schiessen, du wirst leben, Endeio!»

«Mutter!»

«Ja, Endeio, aber sei tapfer, sie werden euch holen, aber sie schiessen blind, sie werden euch nichts tun, erschrecken sollt ihr, sonst nichts!» Und die Mutter lächelte. Da glaubte Endeio, ja, der Mutter glaubte er. Und die Mutter ging. Die erste Träne fiel erst, als sie die Türe hinter sich geschlossen hatte. Und viele Tränen folgten in dieser Nacht.

Aber der Sohn glaubte. Und er sagte es den anderen: «Wir werden leben, leben werden wir! Meine Mutter hat es geschafft.»

Und ihre Augen begannen zu leuchten. Sie beteten inniger denn je. Den Schrecken wollten sie gerne tragen, nur leben, leben.

Und der Morgen graute in den Raum.

Da holte man sie. Alle zugleich. Sie standen an der Wand. Das Urteil wurde verlesen. «Erschiessen!» Aber alle lächelten. Stramm standen sie. Endeio war der erste in der Reihe, aber er lächelte.

Und da knallte die Salve. Auf Endeios Gesicht lag das Lächeln noch als er fiel.

Dann fiel kein Schuss mehr. Diese Menschen konnten keine Verräter sein, die so tapfer standen, die sich nicht fürchteten vor dem Tode, die ein Lächeln trugen in den blassen Gesichtern. Nur der erste war gefallen, die anderen führte man zurück und untersuchte noch einmal. Und sie durften leben.

Still warteten sie, bis man Eindeio hereinführen würde. Ihn hatte wohl der Schreck hingeworfen. Seine Mutter hatte es doch gewusst, sie würden leben. Und er musste doch kommen.

Er kam nicht mehr. Eine Mutter kniete am kleinen Hügel und weinte. Und dazwischen flüsterte sie nur: «Du lebst auch Endeio, aber in deinem Gott, dich konnte ich mit meiner Liebe nicht halten, aber die anderen Leben!» «Endeio, sie leben!» Barmherzige Lüge der Mutter, ihn konnte sie nicht retten, aber sie rettete die Söhne der anderen Mutter.

Helene Plant.

Ausstellung Dora Hauth in Zürich

Der Zürcher Lyceumclub hat seine Räume an der Rämistrasse für eine Ausstellung der bekannten Malerin Dora Hauth geöffnet. Wer jedoch glaubte, die Nestorin unter unseren Porträtisten benutze die Gelegenheit dazu, einen Ueberblick über ihr Schaffen zu geben — das immerhin fast sechzig Jahre umfasst — der irrte sich gründlich, und gerne. Der relativ beschränkte Platz und die nicht immer günstigen Lichtverhältnisse gestatteten ohnedies nur die Aufnahme einer kleineren

Schar von Bildern, sodass sich die Künstlerin entschloss, ihre neuesten Werke auszustellen und damit zugleich zu beweisen, wie jung ihr Pinsel geliebt ist.

Unsere Zeit scheint der kultivierten Porträtkunst feindlich gesinnt wie selten eine, und zwar nicht nur wegen der Konkurrenz der Photographie, sondern auch aus der Einstellung unserer Künstler heraus, welche es verschmähen, ein Gesicht so wiederzugeben, wie es sich als primäre Erscheinung dem Auge mittel, sondern lieber das menschliche Antlitz nach Farbwerten und Horizontalen untersuchen, mit nicht mehr seelischem Gehalt als ihn ein Apfel oder ein Stück Tapete symbolisieren. Dass sie dazu ihr Recht haben, setzt jene Laien nicht ins Unrecht, welche in ihrem Porträt immerhin sich selbst erkennen möchten, um es ohne Scheu in ihrem Salon aufzuhängen. Die Künstler jedoch, die diesen Wunsch verwirklichen können, indem sie sowohl der Bildähnlichkeit wie auch dem künstlerischen Anspruch gerecht werden, finden sich heute immer seltener — aber Dora Hauth gehört zu ihnen. Obschon sie sich sträubt, in erster Linie als Porträtistin genannt zu werden, und obschon sie ebensogern Stilleben und Blumen malt, so scheint doch im Porträt ihre ganze spezielle Begabung zu liegen. Diese Feststellung fällt dem Besucher der Ausstellung umso leichter, als es sich bei den Porträtierten zum Teil um bekannte Persönlichkeiten des zürcherischen Geisteslebens handelt, welche nun auf eine erlaubte Weise sublimiert und mit harmonisch abgestimmten Hintergründen versehen von den Wänden herunterblicken. Aber auch wenn sie kleine Kinder oder Schulbuben

malt, junge Mädchen im langen Stilkleid, immer bleibt das Porträt wirklichkeitstreu und auf ganz versteckte Art idealisierend, ohne jedoch in die Pose leerer Oberflächlichkeit zu verfallen.

Zwar kann das Porträt, vor allem, wenn es sich um die Darstellung von Kindern und jungen Frauen handelt, die Farbe kaum entbehren, weil die Gesichtsbildung allein zur Charakterisierung nicht ausreicht, und doch gehören die Kohlezeichnungen der kleinen Kollektion zum Besten, was die ganze Ausstellung bietet. Mit fast männlich bestimmten Strichen wird darin ein Kopf modelliert, die Knochenbildung des Gesichtes betont und die Persönlichkeit des Dargestellten mit der Unsentimentalität eines Diagrammes, aber mit der Ueberzeugungskraft des künstlerischen Willens sichtbar gemacht. — Der halb private Rahmen, den das Haus des Lyceumclubs den Bildern bietet, umgibt diese Porträts mit der ihnen gemässen Atmosphäre, und wir wünschen ihnen einen regen Besuch.

Uhu.

Aphorismen

Die Magie der Sprache offenbart geheime Zusammenhänge der Geisteshaltung: Dank — Gedanke, danken — denken. Nur der denkende Mensch ist auch wirklicher Dankbarer fähig. Hofberger

Je mehr ein Mensch sich dem Göttlichen nähert, desto menschlicher wird er; der Unmensch ist von Gott am weitesten entfernt. Hofberger

Absolute Werte unterscheiden sich in den relativen Werten dadurch, dass sie nicht Ansichten herausfordern, sondern Entscheidungen. Hofberger

Unsere Petersbühler Kinder reisen ab

Einige Stunden bevor «unsere» Kinder ihr schönes Ferienparadies verlassen, erhält die Redaktion den von allen Kindern gemeinsam geschriebenen und von ihren glücklichen Betreuerinnen zusammengestellten Abschiedsbrief. «Hin- und hergerissen zwischen Abschiedsschmerz und Wiedersehensfreude», schreibt eine Leiterin der kleinen Kolonie, sind sie schon im Reiseieber. Am 17. April um 5 Uhr sollte der Rotkreuzzug mit all den vielen Ostflüchtlingskindern Zürich verlassen, und was die Petersbühler anbetrifft, dürfen wir allen die mitgeholfenen haben, sagen, dass sie sich an Leib und Seele prächtig erholt haben. So prächtig, dass die zuerst gemachten Kleidehen und Hosen schon wieder zu eng geworden sind, und erweitert werden mussten und daher jeweils mit grossem Dank der immer wieder eintreffende prächtige Nachschub «in Dienst» gestellt wurde. Bis zur letzten Stunde wurde für die Kinder genäh und gerüstet, und vorgängig der Abrechnung, welche unsere Quästörin vorlegen wird, möchten Vorstand und Redaktion des Schweizerischen Frauenblattes schon heute all unseren Leserinnen und gütig helfenden Geberinnen von ganzem Herzen danken für die prachtvolle Hilfe, die immer und immer wieder eingesetzt hat und bis zuletzt nie erlahmte. Wir lassen nun den Brief der Kinder folgen:

Petersbühl, den 16. April 1951

Liebe Leserinnen des Frauenblattes!

Wir danken Ihnen sehr herzlich für die vielen schönen Sachen, die Sie uns immer geschickt haben. Es hat uns ja sehr gefreut, dass Sie alle an uns deutsche Kinder gedacht haben. Es war sehr schön in der Schweiz, und im Petersbühl hat es uns gut gefallen. Nun müssen wir nach Hause fahren, o wie schade!

Hier hatten wir so gute Waldluft und konnten uns richtig austoben. Wenn schönes klares Wetter war, sahen wir von unserem Essisch aus die Alpen. Morgens wenn wir betten gingen, konnten wir oft vom Schlafzimmer aus Rehe sehen. Einmal als wir einen Ausflug auf den Nock machten, spazierte ein Hirsch stolz über den Weg.

An Ostern war es hier besonders schön. Zwar war es draussen kalt und schneite. Das machte aber gar nichts aus, wir suchten einfach im Haus Eier, das ging lustig zu. Plötzlich schrie es da oder dort

hell auf: schon wieder ein Ei! Kurz nach Ostern folgte das Schulexamen, es kamen viele Leute. Zum Schluss bekamen wir einen Wecken, der uns sehr gut schmeckte.

Einmal gingen wir auf die Kyburg, da haben uns der Waffensaal, die eiserne Jungfrau und die Wächterstube besonders gut gefallen. Im Landesmuseum in Zürich war die römische Schatzkammer am schönsten.

In den Ferien durften wir nochmals nach Zürich fahren, da hatten wir eine grosse Freude. Am Morgen waren wir im Zoo, da schauten wir zu, wie die Affen gefüttert wurden. Eine Giraffe sahen wir auch. Nachmittags fuhren wir in einem kleinen Dampfschiff auf dem See. Wir fuhren zwei Stunden lang, von Zürich nach Thalwil und von Thalwil nach Erlenbach und dann wieder zurück nach Zürich. Nachher gingen wir einkaufen. Das war unser Erlebnis in Zürich.

Nun fahren wir schon nach Hause. Es wäre schön, noch länger hier zu bleiben. Wir danken Ihnen nochmals herzlich für die schöne Einladung.

Viele Grüsse von den Kindern im Petersbühl:

Holger, Uwe, Edith, Anneliese, Jürgen, Susi.

Willkommene Hilfe für junge Eltern

Am Rand der prächtigen alten «Arterwiese» in Zürich ist ein Kinderheim eröffnet worden — Heim und Privatkrippe zugleich, denn die kleinen können wochen-, ganz oder halbtags, sogar stundenweise hingebacht werden.

Die Leiterin, selbst Mutter von zwei Kindern, dipl. Kinderschwester, möchte berufstätige Mütter und Frauen ohne Haushalthilfe entlasten, jungen Paaren zu einem kindersorgenfreien Weekend verhelfen indem sie ihre Kleinkinder im Alter von 6 Monaten bis zu 6 Jahren übernimmt.

Nicht mehr als 8 kleine Pensionäre werden aufgenommen um eine persönliche Pflege zu ermöglichen.

Nur tagsüber können sich mehr Kinder zu Spiel und Beschäftigung einfinden, die ihrem Alter entsprechend auch sorgfältig ernährt werden.

Veranstaltungen

Bern: Sektion Bern des Schweiz. Vereins der Gewerbe- und Hauswirtschaftslehrerinnen. Einladung zur Jahresversammlung Samstag, den 28. April 1951, 14.30 Uhr, Restaurant «Innere Enge», Gartenpavillon, Engenstrasse 54. Vortrag: Frau Dr. Thalmann-Antenen: «Rechtsfragen, wie das Leben sie stellt.»

Bern: Schweiz. Lyceum-Club, Theaterplatz 7, 2. Stock, Freitag, 27. April, 16.30 Uhr, singt Lilly Schulthess, Sopran, Lieder und Arien von Cimarosa, Haydn, Schubert und Wolf. Am Flügel: Kurt Joss. Eintritt für Gäste Fr. 1.—

Bern: Frauenstimmrechtsverein Bern. Mitgliederversammlung Freitag, den 27. April 1951, punkt 20 Uhr, Restaurant zur «Münz» (Hotel Bellevue). Programm: 1. Wahl der Delegierten für die Generalversammlung in Winterthur. 2. Kurze Orientierung über das neue Primarschulgesetz von Fräulein A. Schneider, Lehrerin und Mitglied der Expertenkommission für dieses Gesetz. 3. Unsere Abstimmungskampagne im Waadtland von Fr. Dr. A. Quinche, Lausanne, Präsidentin des Schweiz. Aktionskomitees für Frauenstimmrecht und der Waadtländischen Sektion. Dieser Abend verspricht sehr interessant zu werden, und es ist uns eine besondere Freude, Maitre Quinche bei uns begrüssen zu dürfen. Wir hoffen, dass auch unsere «amies romandes» in Bern die Gelegenheit benützen werden, Maitre Quinche zu sehen und zu hören.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Montag, 23. April, um 14 Uhr ist die Sendung «Die vier Freundinnen auf Entdeckungsfahrt im Berner Jura» angesetzt. — Donnerstag, 26. April, um 14 Uhr werden in der Rubrik «Notiers und probiers» folgende Themen behandelt: «Neuigkeiten». — Das Donnerstagsrezept. — Was möchten Sie wissen? — «Die drei Wünsche». — Die halbe Stunde der Frau am Freitag, 27. April, bringt die Sendungen: «Hat die Frau eine andere Art, geistig zu arbeiten als der Mann?», von Dr. Marga Bührig, und «Höflig sy choscht niüt», von Schwester Emmy Gattiker. — Samstag, 28. April, um 18.30 Uhr folgt eine Diskussion über das Bürgerrecht der Frau.

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt» Präsidentin: Fr. Dr. E. Nägeli, Trolistrasse 28, Winterthur



**„Guets Brot“
„Feini Guetzli“**

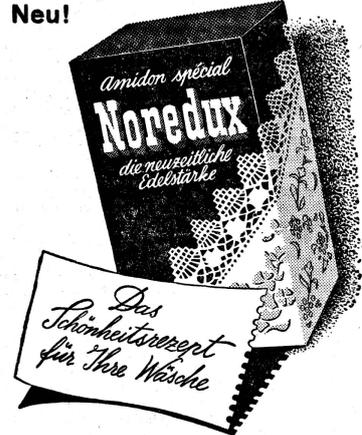
Seefeldstrasse 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstrasse 212	Tel. 24 57 44
Forchstrasse 37	Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz	Tel. 24 95 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72
Schaffhauserstrasse 18	Tel. 28 78 44
Universitätsstrasse 87	Tel. 28 20 58

Orthopädische Werkstätten

Paul Trefny, Zürich 1
Rindermarkt 7
gegründet 1848 — Telefon 32 22 87

Kunstglieder, Orthopädische Apparate, Korsetts, Bandagen, Bruchbänder, Leibbinden, Gummistrümpfe, Füsseinlagen.

Neu!



Sehr geehrte Hausfrau!

Sie stehen im Laden und kaufen Wäsche. Sie bewundern deren bestechende Aufmachung, das volle, feingriffige Gewebe, die satten, leuchtenden Farben. — Aber nach der ersten Wäsche bleibt von all dieser Herrlichkeit nichts mehr übrig. Warum? Die Appretur wurde mit dem Wasser fortgespült.

Keine Sorge! Mit NOREDUX geben wir Ihnen das Geheimnis in die Hand, Ihre Blusen, Jabots, Schürzen, Vorhänge, Tischwäsche, Herrenhemden usw. tatsächlich wieder wie neu zu machen. Farben, Fülle und Griff erstehen wieder wie zuvor.

NOREDUX, eine in fast allen Staaten patentierte Schweizer Erfindung, ist eine vollkommen neuartige, hochveredelte Stärke, die keinen Kleister, sondern eine dünnflüssige Lösung ergibt. Diese Lösung dringt vollständig in den Stoff ein und legt um jede Faser einen glasklaren Schutzfilm. Dadurch werden die Gewebe voller und dichter, die Fasern weich und elastisch, die Farben leuchtender und satter. Der Schutz aber bleibt auf der Appretur haften und löst sich bei der nächsten Wäsche mit der Appretur mühelos auf.

NOREDUX bedeutet für Ihre Wäsche das, was das feinste kosmetische Mittel für Ihre Haut. Ein Dauerbelag käme einer Lackierung Ihrer Haut gleich und würde sie ersticken. So müsste auch eine Dauerappretur auf Ihre kostbare Wäsche wirken.

Darum: Tun Sie Ihrer Wäsche einen Gefallen — verwenden Sie NOREDUX.

Paket à 250 g Fr. 1.40 inkl. Wust.
Erhältlich in allen einschlägigen Geschäften.
Verlangen Sie dort auch Gratismuster.



Blattmann & Co., Wädenswil

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schiltzengasse 7
Telefon 23 47 70
Telefon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7



SCHAFFHAUSER WOLLE



Wie ein Zug ohne Lokomotive, denn daran, ist ein Frühstück ohne Hacosan! Die Haco-Gesellschaft AG., Gümliigen, stellt dieses bewährte Nähr- und Kräftigungsmittel seit über 23 Jahren her. Grosse Büchse 500 g zu Fr. 3.30 überall erhältlich.



Hotz A.G. TEIGWAREN sind Vorzüglich

Milch
Butter
Rahm
Käse

vom Spezialgeschäft

Vereinigte Zürcher Molkereien

Inserieren bringt Gewinn

Alkoholfreie Wirtschaften der Schweiz

Baden «Sonnenblick»

Alkoholfreies Restaurant und Penstion. Tee, Café, Chococlade, Hausgebackenes. Lokaltäten für Gesellschaften und Schulen.

Tel. 273 79, Haselstrasse, Nähe Bahnhof und Kurpark.

Schweiz. Gemeinnütziger Frauenverein, Sektion Baden

Winterthur

Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften.

«Erlenhof» Ecke Rudolf Gertrudstrasse. Tel. 211 57.

«Herkules» an Graben. Tel. 2 67 23.

Sorgfält. Küche, mässige Preise.

Rapperswil

Alkoholfreies Volkshaus, am Hauptplatz, nahe Bahnhof und Schiffstation. Grosse Säle für Vereine und Schulen. Renoviertes Lokal für kleinere Anlässe. Sorgfältige Küche.

Tel. (052) 2 16 67.

Gemeinnütziger Frauenverein

Schweizerische Eidgenossenschaft

3% Eidgenössische Anleihe 1951, von Fr. 200 000 000

Laufzeit: 20 Jahre

Mal-Ausgabe

zur teilweisen Konversion bzw. Rückzahlung der per 1. Mai 1951 zur Rückzahlung gekündigten 3¼% Eidgenössischen Anleihe 1944, Mal, von Fr. 282 000 000.—

Anleihebedingungen: Zinssatz 3%; Semestercoupons per 1. Mai und per 1. November. Rückzahlung der Anleihe zum Nennwert: 1. Mai 1971, mit vorzeitigem Kündigungsrecht des Schuldners frühestens am 1. Mai 1965.

Ausgabepreis: 100,75%

zuzüglich 0,60% eidg. Emissionsstempel

Die Konversionsanmeldungen und Barzeichnungen werden vom

13. bis 23. April 1951, mittags,

entgegengenommen: bei den Banken, Bankfirmen und Sparkassen der Schweiz.

Im Falle einer Überzeichnung des vorgesehenen Betrages behält sich der Bundesrat das Recht vor, die Anleihe zu erhöhen. Die Ausgabe der Anleihe findet in Form von Titeln und Schuldbuchforderungen statt.

Ausführliche Prospekte können bei den Banken bezogen werden.

Kartell Schweizerischer Banken

Verband Schweizerischer Kantonalbanken

Der heimelige Teerraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCH, SOHN
ZÜRICH

GIGER-MISCHUNG

In der Bärenpackung, die aromatische Mischung für einen herrlichen Kaffee!



HANS GIGER & CO. BERN

Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstrasse 3 Tel. 2 27 35